

sich nicht nur neue Forschungsfelder, sondern es geraten damit auch jene Frauen ins Blickfeld der historischen Forschung, die im Kontext von Politik und Wirtschaft meist vernachlässigt werden. Für eine fundierte Analyse politischer und wirtschaftlicher Beziehungsgeflechte scheint mir deren Beachtung unabdingbar. So erhält in der Verknüpfung mit der Kategorie Verwandtschaft auch die Kategorie Geschlecht noch stärkere Relevanz.

Elisabeth Joris, Zürich

Barbara A. Hanawalt, **The Wealth of Wives. Women, Law, and Economy in Late Medieval London**, New York u. a.: Oxford University Press 2007, 336 S., EUR 17,99 (TB)/69,99, ISBN 978-0195311761 (TB)/978-0195311754.

Die wirtschaftliche Stellung der Frauen in der spätmittelalterlichen Stadt ist vor allem seit den 1970er Jahren zum Gegenstand reger historischer Forschungstätigkeit geworden. Die Arbeiten von Margret Wensky, Heide Wunder, Katharina Simon-Muscheid, Dorothea Rippmann und vielen anderen haben deutlich gemacht, dass Frauen insbesondere (aber keineswegs ausschließlich) in den verschiedenen Berufen des Textilgewerbes und im Kleinhandel breit vertreten waren und haben wiederholt daran erinnert, dass die Grenzen zwischen ‚häuslicher‘ und ‚außerhäuslicher‘ Arbeit schwer zu ziehen sind und damit auch die Frage nach einer weiblichen Erwerbsquote nicht einfach zu beantworten ist. Die deutschsprachige Forschung arbeitet sich dabei bis heute an den Themen und Thesen ab, die im 19. Jahrhundert von Nationalökonominnen wie Karl Bücher (†1930) entwickelt wurden. Als Stichworte seien die inzwischen oft widerlegte Idee eines generellen „Frauenüberschusses“ und die zum sozialen Problem („Unversorgtheit“) erklärte weibliche Erwerbstätigkeit genannt.

In England ist der Beginn der entsprechenden Forschungen vor allem mit dem Namen der Wirtschaftshistorikerin und Mediävistin Eileen Power (†1940) verknüpft. Auf sie geht auch die in der englischsprachigen Literatur bis heute oft wiederholte These von einem „Golden Zeitalter“,¹ das für Stadtbewohnerinnen im spätmittelalterlichen London geherrscht habe, zurück. Die zentralen Argumente hierfür sind ein rechtshistorisches und ein demographisches. Während das spätmittelalterliche „Common Law“ die Geschäftsfähigkeit verheirateter Frauen (*femmes couvertes*) drastisch einschränkte, war es ihnen nach Londoner Stadtrecht möglich, sich als *femmes soles* registrieren zu lassen und damit einen besseren Rechtsstatus, wie ihn auch Witwen genossen, zu erlangen. Angesichts der Bevölkerungsverluste durch die Pest ist es ferner plausibel, für das ausgehende Mittelalter eine deutlich erhöhte Nachfrage nach weiblicher Arbeitskraft anzunehmen, wie insbesondere Jeremy Goldberg betont hat.

¹ Explizit etwa bei Caroline M. Barron, The „Golden Age“ of Women in Medieval London, in: Keith Bate u. a. Hg., *Reading Medieval Women in Southern England*, Reading 1989, 35–58

Dieses Modell ist es nun, gegen das Barbara Hanawalt in „The Wealth of Wives“, mit Verve anschreibt. Ausgehend von einer gründlichen Kenntnis und überzeugenden Interpretation der normativen Quellen beschränkt sie sich an keiner Stelle auf die Rekonstruktion der geltenden Normen, sondern zieht eine Fülle von archivalischen Quellen heran, um auch die Rechtswirklichkeit möglichst genau zu erfassen.

Für die einzelnen Rechtsbereiche fallen die Ergebnisse dabei recht unterschiedlich aus. Hinsichtlich des Schutzes von Waisen etwa sieht die Historikerin die gesetzlichen Ansprüche weitgehend verwirklicht, auch die Sicherung weiblichen Sondervermögens in der Ehe war in London keine rechtliche Fiktion. Des Weiteren übten Witwen regelmäßig die Vormundschaft für ihre eigenen Kinder aus und verwalteten dabei auch deren Vermögen. Diese für die Frauen und ihr Vermögen insgesamt günstigen Verhältnisse sind es, die hier mit *self-limiting patriarchy* bezeichnet sind: Zwar wurden Frauen seitens der Stadt wie der Zünfte rechtlich und wirtschaftlich systematisch benachteiligt, allerdings war diese Benachteiligung in Theorie und Praxis verschiedentlich begrenzt.

Während die Gleichbehandlung der Geschlechter im Ehegüter- und Erbrecht also weitgehend auch im Alltag relevant war, kommt Hanawalt hinsichtlich der viel zitierten Möglichkeit, dass verheiratete Frauen sich als *femme sole* registrieren lassen konnten, zu ganz anderen Ergebnissen. Was aus moderner Perspektive als attraktive Möglichkeit erscheint, die Einschränkungen als *femme coverte* abzustreifen, spielte in der Praxis kaum eine Rolle. Von prestige- und gewinnträchtigen Positionen blieben Frauen trotz dieser rechtlichen Möglichkeit und trotz des Arbeitskräftemangels nach der Pest ganz überwiegend ausgeschlossen, wie die Autorin ausführlich darlegt. Auch ihre Beteiligung etwa am Immobilienmarkt blieb ungeachtet der rechtlichen Möglichkeiten gering, kurz: „Women were not taking advantage of their *femme sole* status.“ (164)

Die in der Literatur gerne zitierten Gegenbeispiele verwirft Hanawalt rigoros als allzu anekdotisch und weist stattdessen darauf hin, wie die übergroße Mehrheit der Frauen im mittelalterlichen London ihren Unterhalt verdiente: als mithelfende Ehefrauen, Mägde, Hökerinnen oder ungelernete Arbeiterinnen. Nicht immer, aber doch häufig waren diese Arbeitsverhältnisse von ökonomischer wie sexueller Ausbeutung charakterisiert. Im Anschluss an Judith M. Bennet und zuletzt Marjorie Keniston McIntosh lehnt es Hanawalt dementsprechend vehement ab, eine höhere weibliche Erwerbsquote allein als Indiz für ein „goldenes Zeitalter“ der Frauen Londons zu werten.² Anders als viele Arbeiten zur wirtschaftlichen Stellung der Frauen im Mittelalter hat „The Wealth of Wives“ aber auch keineswegs nur den Arbeitsmarkt im Auge. Erstens widmet sie Frauen als Konsumentinnen ein eigenes Kapitel, um auf die nicht unbedeutende Rolle der weiblichen Kaufkraft hinzuweisen. Zweitens aber ist es der Titel gebende „Vermögen der Frauen“,

2 Cf. Judith M. Bennett, *Ale, Beer and Brewsters in England. Women's Work in a Changing World, 1300–1600*, Oxford 1996, sowie Marjorie Keniston McIntosh, *Working Women in English Society, 1300–1650*, Cambridge 2005.

auf dessen Bedeutung sie ebenso nachdrücklich wie überzeugend hinweist. Während die Abschnitte zur weiblichen Erwerbstätigkeit in direkter Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur zu lesen sind, eröffnet Hanawalt hier ein neues und noch wenig bearbeitetes Arbeitsfeld. Ihr Hauptargument ist ebenso einfach wie plausibel. Unabhängig von ihrer Teilhabe am Arbeitsmarkt verfügten die (wieder-)verheirateten Frauen in den wohlhabenderen Schichten über erhebliche Vermögen: ererbtes Gut und Wittum sowie der Nießbrauch des Vermögens des verstorbenen Mannes und gegebenenfalls der Kinder konnten sich zu beträchtlichen Summen addieren. Während die berufliche Ausbildung der Frauen allgemein schlechter beziehungsweise kürzer war als jene der Männer, war die Verwaltung dieser Vermögen ein Bereich, in dem viele wohlhabende Frauen die gleichen Fertigkeiten erwarben wie ihre männlichen Standesgenossen. Sowohl das Kapital selbst als auch seine eigenständige Verwaltung machten somit den „Vermögen der Frauen“ aus. Für Hanawalt ist es daher der Kapitaltransfer durch Heiraten und Erbe, der den Frauen ihren Platz innerhalb der Londoner Wirtschaft gibt, nicht ihre Arbeitskraft.

Eine willkommene Erweiterung der Argumentation besteht darin, dass sie an mehreren Stellen auch andere Stadtgesellschaften zum Vergleich heranzieht, zumal solche Ansätze in der Stadtgeschichtsschreibung leider alles andere als eine Selbstverständlichkeit sind. Der Autorin ist sicher zuzustimmen, dass London hinsichtlich des Erbrechts, des Ehegüterrechts, der wirtschaftlichen Stellung der Frauen und so weiter weit mehr mit kontinentaleuropäischen (Groß-)Städten gemein hat als mit dem Geltungsbereich des „Common Law“. In einigen anderen Punkten ist der Vergleich jedoch weniger befriedigend. Die recht pauschale Gegenüberstellung von London hier und Kontinentaleuropa dort verwischt regelmäßig die großen Unterschiede, die zwischen den verschiedenen europäischen Stadtgesellschaften bestanden. Dies fällt umso mehr auf, als die beiden Städtpaare, die Hanawalt zum Vergleich meist heranzieht (Gent und Douai sowie Florenz und Venedig) selbst gute Beispiele für die Differenzen sind, die sowohl im Nord/Süd-Vergleich als auch innerhalb einzelner Städtelandschaften bestanden.

Darüber hinaus ist die Mediävistin der in der englischen Stadtgeschichtsschreibung üblichen Privilegierung norditalienischer Städte weit stärker gefolgt, als es für ihre Zwecke dienlich gewesen wäre. Gleich mehrfach wird bei ihren Vergleichen deutlich, dass sie mit „Kontinentaleuropa“ hauptsächlich Norditalien meint, etwa wenn sie von einer „kontinentalen“ Notariatskultur spricht (56) oder die fehlende Überlieferung von Londoner Dotalverträgen als insulare Besonderheit darstellt (61). Ähnliches gilt für die Ausführungen zur Familienstruktur, die auf dem Kontinent deutlich stärker patrilinear geprägt gewesen sei (115). Oft scheint es so, als ob Hanawalts „Kontinent“ nur aus Florenz und Venedig besteht. Zwar verweist sie auch auf einige nordwesteuropäische Beispiele (Paris und die Niederlande), stützt sich dabei aber überwiegend auf Studien zur zweiten Hälfte des 16. oder zum 17. Jahrhundert. Dass hier Äpfel mit Birnen verglichen werden, ist offenkundig. Fruchtbarer wäre es vermutlich gewesen, London

beispielsweise mit Köln, Hamburg oder Lübeck im 14. und 15. Jahrhundert zu vergleichen, zumal entsprechende Arbeiten vorliegen.

Doch auch wenn der Vergleich mit ‚dem‘ Kontinent eher unscharf ausfällt, ist „The Wealth of Wives“ insgesamt ein Gewinn für die englische wie die gesamteuropäische Mediävistik. Barbara A. Hanawalt kombiniert Wirtschafts-, Rechts- und Sozialgeschichte in glücklicher Weise und kann so neue Erkenntnisse zu Tage fördern. Vor allem aber erweitert sie den Blick auf weibliches Wirtschaften in der mittelalterlichen Stadt um den oft vernachlässigten Aspekt des Kapitaltransfers durch Heirat, Ausübung von Vormundschaft und Erbe.

Christof Rolker, Konstanz

Sandra Cavallo, **Artisans of the Body in Early Modern Italy. Identities, Families and Masculinities**, Manchester University. Press: 2007, 320 S., EUR 72,99, ISBN 978-0-7190-7662-6.

Sandra Cavallo interessiert sich nicht nur für die berufliche Tätigkeit von Badern, Barbieren und Wundärzten in der Frühen Neuzeit, sondern auch für das gesellschaftliche und familiäre Leben dieser Handwerker. Dank dieser über den üblichen Rahmen medizinhistorischer Untersuchungen weit hinausgehenden Perspektive nimmt die Historikerin, die zuvor mit einer Studie zur Wohltätigkeit hervorgetreten ist, Zusammenhänge wahr, die so bisher nicht in der Forschung Erwähnung fanden. Sie stellt mit ihrer Studie eine Reihe von Gemeinplätzen der Medizingeschichte in Frage und rekonstruiert durch ihre sorgfältige Quellenanalyse überzeugend Verbindungen zwischen sozialen Gruppen und Identitäten, die nicht nur die Gruppe der Handwerkschirurgen, sondern alle Berufsgruppen, die sich um das körperliche Wohlbefinden kümmerten, in ganz neuem Licht zeigen. Diese sozialen und beruflichen Verknüpfungen bringt sie mit der nur schwer ins Deutsche zu übersetzenden Wendung „artisans of the body“ auf den Begriff. Darunter versteht sie Handwerker, die Dienste anbieten, die der Hygiene, Gesundheit, Schönheit und Bequemlichkeit der Kunden förderlich sein sollen: Bader, Barbieri, Wundärzte, Juweliere, Goldschmiede, Schneider, Perückenmacher und Parfümhersteller sowie Polsterer, von denen sie zeigt, dass sie im frühneuzeitlichen Italien ein enges Netzwerk bildeten.

Untersuchungsort dieser Studie ist Turin, Hauptstadt des Herzogtums Savoyen und einer der wichtigen italienischen Barockhöfe; der Zeitraum der Untersuchung erstreckt sich von der Mitte des 17. Jahrhunderts, als erste Listen von Barbieren angefertigt wurden, bis in die 1720er Jahre, als eine Universitätsreform festlegte, dass auch Wundärzte eine akademische Ausbildung zu durchlaufen hätten. Die in Turin erhaltenen Quellen erlauben nicht, eine Institutionengeschichte zu schreiben, im Gegensatz zu anderen italienischen Städten sind in Turin keine Quellen eines Ärztec Collegiums